

Bericht über den Besuch der KZ-Gedenkstätte Neuengamme mit den Klassen 10a, 10d, 10e am 21.05.2025 von Julia Müller (10e):

„Hand in Hand“- Exkursion zur KZ-Gedenkstätte in Neuengamme

Zusammen mit der 10a, 10d und 10e waren wir am 21. Mai auf einer Exkursion zur KZ-Gedenkstätte in Neuengamme. Ein Ort, der so viel Geschichte in sich trägt, so viel Leid, aber auch so viel Erinnerung.

Etwas, das man sofort spürte, als man aus dem Bus ausstieg, war ein Gefühl von Frieden. Das hohe Gras bewegte sich langsam im Wind, Eichen standen in voller Blüte, einige Blumen wuchsen vereinzelt auf den Wiesen und über allem lag eine Stille, die sich ruhig anfühlte, aber auch traurig. Eine Stille, die nicht nur ruhig war, sondern auch tief ging. Ich nahm die Hand meiner Freundin, nicht nur aus Freundschaft, sondern weil ich in diesem Moment spürte, wie viel Halt in so einer einfachen Geste liegt. Und ich stellte mir vor, wie es gewesen sein muss, damals ein Kind zu sein, inmitten all dessen, voller Angst, mit zitternden Händen, Hand in Hand mit jemandem, der einem vielleicht das Letzte an Wärme gegeben hat. *„Wir haben gesagt, wir halten uns an den Händen, so lange, bis wir zusammen begraben sind.“* (Ella Kozłowski) Dieser Satz, den ich nachher in den Überlieferungen las, hat sich eingebrannt, weil er etwas ausdrückt, das so viel größer als nur Schmerz ist: Das tiefe Bedürfnis nach Nähe, nach Menschlichkeit, selbst inmitten der vollkommenden Unmenschlichkeit.

Geführt wurden wir in Gruppen über das Gelände, begleitet von Menschen, die bereit waren, unsere Fragen zu beantworten, ins Gespräch zu kommen, offen zu erzählen. Was den Tag besonders machte, war seine Nähe. Es waren nicht nur Zahlen oder Daten, sondern Geschichten von Menschen, die lebten, liebten, hofften und litten und deren Gesichter und Namen uns an diesem Tag viel näher waren als jedes Geschichtsbuch es je hätte schaffen können. Wir durften Biografien lesen und plötzlich waren es nicht nur Fremde, sondern Namen, die wir kannten, Orte, an denen heute noch unsere Familien leben, Geburtstage, die wir teilen und vor allem Gefühle, die wir kennen: Angst, Mut, Hoffnung, Verzweiflung.

„Ich wurde im April befreit, am 15. April. Irgendwann im November kehrte ich nach Polen zurück, denn ich dachte, dass ich irgendjemanden aus der Familie finde, leider habe ich niemanden gefunden.“ (Teresa Stiland) In so wenigen Worten steckt so viel Schmerz, so viel Einsamkeit und ein Schicksal, das unzählige Menschen in diesen Lagern teilen mussten. Wir erfuhren, unter welchen unmenschlichen Bedingungen die Menschen im Konzentrationslager wirklich lebten. Etwas, das weit über das hinausging, was man sich in einem Klassenraum vorstellen kann. Die Kälte, der Hunger, die Enge, die Angst; sie wurden greifbarer, näher, eindringlicher. *„Bei diesen Lebensbedingungen und dem Essen, das man uns bot, zwei bis drei Mann und noch mehr in einem Bett [...] war keine Seltenheit – dazu dauernd nass und*

kalt.“ „Mein Vater wurde einen und einen halben Tag später entlassen. Er kam heim als ein oft geschlagener und gequälter Mann. Sein Kopf war geschwollen, er spuckte Blut, sein Rücken hatte blutige Furchen, seine Brust war geschwollen, seine Rippen waren gebrochen und seine Vorderzähne fehlten.“ „Ich erinnere mich an einmal, als es einen großen Alarm gab. Und die SS [...] und alle Deutschen sind gelaufen in den Bunker, die Leute und die Soldaten. Und uns hat man in der Rinderhalle gelassen. Das war offen, und wir sehen die Flugzeuge. Und wir bitten, die Bomben sollen auf uns runterfallen. Wir möchten nicht mehr gerne leben. Das war kein Leben. Das ist doch ein unmenschliches Leben.“ (Matla Rozenberg) Diese Worte lassen erahnen, wie groß die Verzweiflung und der grausame Schmerz gewesen sein müssen, dass der Tod als der einzige Ausweg erschien; dass Menschen so entmenslicht, so gebrochen wurden, dass sie sich das Ende herbeisehnten. Es war kein Leben mehr, sondern ein ständiges Überleben im Schatten von Gewalt, Hunger und völliger Hoffnungslosigkeit.

Und dennoch, zwischen all dieser Grausamkeit, gab es Menschen, die Menschlichkeit bewahrten. Der Funktionshäftling Mathias Mai, der anderen half, obwohl er sich damit selbst in Gefahr brachte. Oder Henni Brunken, eine Zivilistin, die zwei Kindern im Lager regelmäßig heiße Milch mit Brei schickte.

Zum Schluss betraten wir eine Gedenkstätte, in der die Namen der Opfer auf Wände geschrieben waren. Und doch waren es nur jene, deren Namen überliefert sind. Nur jene, die die Täter selbst aufgelistet hatten. 50.000 Menschen, und doch waren es nur etwa die Hälfte, die ihr Leben dort verloren hatten. Der gesamte Raum war gefüllt von Namen und plötzlich waren es keine abstrakten Zahlen mehr. Keine „Millionen“, wie man es aus dem Unterricht kennt. Sondern einzelne Leben und Schicksale. Jeder Name ein Mensch, der geliebt hat, gehofft hat, vielleicht eine Familie hatte, einen Geburtstag, ein Lieblingslied. Dieser Moment hat uns tief getroffen, er war so still, erdrückend und unendlich traurig. Und dann stand ich da, im Sonnenschein, an einem Ort, an dem so viele nie wieder Freiheit sahen. Und ich durfte ihn Hand in Hand verlassen. Ein Geschenk, das wir haben, weil wir das Glück haben, in dieser Zeit, an diesem Ort zu leben.

Es liegt in unserer Verantwortung, dieses Glück nicht als Selbstverständlichkeit zu sehen. Wir haben gespürt, wie kostbar Menschlichkeit ist und dass es an uns liegt, sie zu bewahren. *„Ich würde ihn fragen, ob er das bereut. Ich glaube nämlich nicht, dass er so dumm war und wirklich nicht gewusst hat, was er tut. Das glaube ich nicht [...], ob er heute ein Feigling wäre, ob er heute anders handeln würde? Würde er wieder so handeln? Das würde mich interessieren.“* (Otto Gerke) Diese Worte bleiben hängen, weil sie eine Frage stellen, die uns alle betrifft – nicht nur damals, sondern auch heute. Würden wir heute anders handeln? Eines wurde uns während der Führung über das Gelände besonders klar: Es waren nicht nur fanatische Ideologen, die das System stützten, es waren einfache Menschen. Menschen, die

Postbeamte, Lehrer oder Landwirte waren. Und plötzlich wurden sie zu Gauleitern, Aufsehern, Unterstützern eines unmenschlichen Systems. Unser Guide hat uns erklärt, wie schleichend diese Radikalisierung stattfand, wie schnell man Teil von etwas wurde, das man anfangs vielleicht selbst nicht verstand und wie selten jemand den Mut hatte, sich dem zu widersetzen. Und dann standen da Dörfer, Häuser, Menschen leben direkt neben dem Lager, wenige Meter entfernt von Leid, Tod und Elend. Und niemand hat etwas getan, obwohl alle es sahen. Sie schwiegen. Gerade das war so erschreckend. Zu begreifen, dass es nicht das plötzliche Böse war, sondern das alltägliche Schweigen, das möglich machte, was niemals hätte geschehen dürfen.

Deshalb ist unsere Antwort auf Otto Gerkes Frage heute ganz klar: Nein. Nein, wir dürfen nicht wieder wegsehen, wir dürfen nicht schweigen und dürfen uns nicht abwenden, wenn Menschenwürde verletzt wird. Denn das, was damals geschehen ist, begann nicht mit Bomben oder Baracken, sondern mit dem Schweigen. Wenn wir heute nicht bereit sind, genau hinzusehen, dann werden solche Geschichten irgendwann nur noch Geschichte sein, aber das dürfen wir nicht zulassen.